

# **Kann man Kulturen beschreiben oder erklären, ohne Stereotypen zu verwenden? Einige programmatische Überlegungen zur kulturellen Stilforschung**

*(Jürgen Bolten, Jena)*

Zugegeben, die Fragestellung dieses Beitrags ist provokativ und die Antwort eindeutig negativ: „Objektive“ Kulturdarstellungen gibt es nicht, und sowohl für die Innen- wie für die Außenperspektive der Betrachtung gilt, dass sie es mit einem Gegenstandsbereich zu tun haben, der in seiner Komplexität nicht erfassbar ist. In beiden Fällen zwingt allein schon der Versuch, kulturelle Besonderheiten benennen zu wollen dazu, Komplexitätsreduktionen vorzunehmen.<sup>1</sup> Und dies gelingt nur unter Zuhilfenahme von Kategorisierungen, die ihrerseits wiederum freilich immer relativ sind. Um es am Beispiel einer bei Kulturbeschreibungen sehr häufig verwendeten Kategorien zu verdeutlichen: Wie „kollektivistisch“ eine Kultur eingeschätzt wird, hängt erstens von Betrachterstandpunkt ab und stellt zweitens immer eine Generalisierung dar, die keineswegs auf alle Mitglieder dieser Kultur zutreffen wird.

Andererseits besteht vor dem Hintergrund der zunehmenden internationalen Mobilität zweifellos ein erheblicher Bedarf an „kompaktem“ Kulturwissen. Mit kulturellem Rezeptwissen im Sinne von „Dos & Taboos“ wird man diesem Bedarf sicherlich am wenigsten gerecht, so dass sich die Frage stellt, wie sich ein möglichst hoher Kompaktheitsgrad der Darstellung am besten mit einem möglichst differenzierten Kategoriensystem bzw. mit einem niedrigen Niveau der Stereotypenverwendung vereinbaren lässt.

Aus methodischer Sicht handelt es sich hierbei um einen Balanceakt zwischen einzelfallorientierten Mikro- und generalisierenden Makroanalysen, wobei sich das bislang zur Verfügung stehende Instrumentarium in der Regel nicht unbedingt als geeignet erwiesen hat, die angestrebte Balance auch tatsächlich zu realisieren.

Ausgehend von einer kurzen Kritik der gegenwärtig vor allem in (inter-)kulturellen Vorbereitungstrainings am häufigsten eingesetzten mikro- und makroanalytischen Methoden sollen nachfolgend unter dem Titel „kulturelle Stilforschung“ einige Ansätze unterschiedlicher fachlicher Herkunft vorgestellt werden, die geeignet erscheinen, eine Basis für einen ausgewoge-

---

<sup>1</sup> Diese Zwickmühle der Kulturforschung wird in vielschichtiger Weise u.a. in mehreren Beiträgen des 1996 von Gudykunst/ Ting-Toomey und Nishida herausgegebenen Bandes „Communication in personal relationships across cultures“ thematisiert. Dies gilt sowohl für Beiträge des Teils „Etic Perspectives“ als auch für solche des Teils „Emic Perspectives“.

neren Umgang mit kultureller Komplexität zu begründen. Wie eine solche Basis formuliert und für den Bereich der Kulturvermittlung fruchtbar gemacht werden kann, soll in programmatischer Absicht kurz skizziert werden.

## I.

### **Makroanalytische Ansätze der Kulturbeschreibung**

Die nach wie vor einflussreichsten makroanalytischen Ansätze zur Beschreibung kultureller Spezifika stammen aus den sechziger Jahren. Sie wurden von Hall (1969) und Hofstede (1980) in der Anfangsphase der interkulturellen Kommunikationsforschung entwickelt und sind bis heute in vielfältigen Modifikationen fortgeführt worden (u.a. Triandis 1988, Hecht 1989, Hampden-Turner/ Trompenaars 1993, Trompenaars 1994, vgl. Apfelthaler 1999). Obwohl Hall in seinen anthropologischen Studien methodisch einen vollkommen anderen Problemzugang gewählt hat als Hofstede im Rahmen seiner empirischen Sozialforschung, gelangen beide zu Kategorisierungen, die sie als „Kulturdimensionen“ bezeichnen.

Bei Hall sind diese Dimensionen durch die Pole „high-context-culture“ und „low-context-culture“<sup>2</sup> sowie durch die Einteilung in einerseits „monochronistische“ und andererseits „polychronistische“ Kulturen<sup>3</sup> markiert.

Hofstede hat im Rahmen seiner Datenerhebung unter 116.000 IBM-Mitarbeitern in 53 Ländern ursprünglich vier Dimensionen unterschieden: Power Distance (i.S. von Machtabstand), Individualism/ Collectivism, Uncertainty Avoidance (i.S. von Unsicherheitsvermeidung), Femininity/ Masculinity (i.S. von Rollenorientierung). In späteren Untersuchungen ergänzte er „Langfristigkeit/ Kurzfristigkeit“ als fünfte Dimension.

Während Hall Länderzuordnungen selbst zunächst in eher vorsichtiger und indirekter Weise vorgenommen hat<sup>4</sup>, weist Hofstede den von ihm untersuchten Ländern konkrete Indexwerte in den einzelnen Dimensionen zu. So erhält beispielsweise Malaysia in der Dimension „Machtdistanz“ den Indexwert 104, während Dänemark den Wert 18 erreicht und damit über eine niedrige Machtdistanz und damit z.B. über flache Unternehmenshierarchien verfügt. Das gan-

---

<sup>2</sup> „High-context-cultures“ sind laut Hall dadurch charakterisiert, dass sie viele Hintergrundinformationen benötigen, um Entscheidungen treffen zu können, womit allerdings auch eine Langfristigkeit zwischenmenschlicher Beziehungen und ein eher hierarchisches Denken verbunden ist. Japan wäre Beispiel für eine solche high-context-culture, während für die USA als „low-context-culture“ das Gegenteil gilt.

<sup>3</sup> Während sich monochronistische Kulturen durch sequentielles Handeln („eins nach dem anderen“) auszeichnen, sind polychrone Kulturen durch synchrone Handlungsweisen („mehrere Dinge auf einmal“) charakterisiert.

<sup>4</sup> Viel direkter und dementsprechend auch stereotypenbelasteter sind die später von Hall/Hofstede (1983) unter den Titeln „Hidden Differences“ bzw. „Verborgene Signale veröffentlichten Arbeiten „Über den Umgang mit Amerikanern“, mit Deutschen etc.

ze lässt sich auch in „Rängen“ ausdrücken, wobei Malaysia Rangplatz 1 erhält und Dänemark „nur“ Rang 51.

Die Problematik eines solchen grobrastrigen und zumindest indirekt auch kulturbewertenden Vorgehens ist offenkundig und lässt sich in wenigen Punkten zusammenfassen:

- Das makroanalytische Arbeiten mit „Kulturdimensionen“ führt zu Übergeneralisierungen: Man erhält abstrakte Durchschnittswerte, die über konkrete Individuen und konkretes alltagskulturelles Verhalten innerhalb einer Kultur und erst recht über interkulturelles Handeln nichts aussagen.
- Selbst wenn suggeriert wird, bei der Erforschung kultureller Dimensionen seien sog. „emische“ Untersuchungsmethoden leitend gewesen: Allein schon die Benennung der Dimensionen ist etwas, was „von außen“ an eine Kultur herangetragen wird. Vor diesem Hintergrund sollte man sich im übrigen davor hüten, die Abgrenzung von emischen gegenüber etischen Untersuchungsmethoden als eine Art Ablassfunktion in Hinblick auf den Verdacht ethnozentrischer Darstellungsweisen zu verwenden: Wer mit derartigen Unterscheidungen operiert und strikt zwischen „Innensicht“ und „Außensicht“ trennt, übersieht, dass Kulturen nicht Container, sondern Produkte interkulturell vernetzten Handelns sind. In diesem Sinne ist „Innensicht“ ein erheblich diffuserer Begriff als von „emischen“ Forschungsarbeiten immer unterstellt wird.
- Die Arbeit mit Kulturdimensionen hat allenfalls deskriptive, nicht aber erklärende Funktion. Damit werden kulturelle Spezifika registriert, aber nicht unbedingt auch verstanden. Dies wiederum begünstigt stereotypengeleitetes Denken und Handeln.
- Kulturdimensionen geben das Spektrum möglicher Realisationsformen einer Kultur bereits vor. Was durch diese Dimensionen nicht erfassbar ist, wird notgedrungen unterschlagen. Umgekehrt geben die Dimensionen das Beschreibungsraster für eine Kultur vor, die in diesem Rahmen allenfalls eine virtuelle Realität erhält.

Speziell gegen die Verwendung der Untersuchung Hofstedes als eine Art Orientierungsleitfaden für die Einschätzung internationaler Geschäftspartner spricht zudem das Alter der Studie. Die meisten Befragungsergebnisse stammen aus dem Zeitraum zwischen 1968 und 1972 und beziehen sich überdies auf landesspezifische Besonderheiten der jeweiligen IBM-Kultur. Kulturelle Wandlungsprozesse haben in den vergangenen dreißig Jahren allerdings zu teilweise gravierenden Veränderungen geführt, so dass Hofstedes Daten beispielsweise in bezug auf den asiatischen Kulturraum heute schlichtweg irreführend sind. Dass dennoch in Seminaren zur Auslandsvorbereitung und erst recht in vielen Außenhandelsabteilungen inter-

zur Auslandsvorbereitung und erst recht in vielen Außenhandelsabteilungen international agierender Unternehmen hinter mehr oder minder vorgehaltener Hand immer noch gern auf diese Daten zurückgegriffen wird, lässt sich nur mit der verführerischen Einfachheit ihrer Handhabung und wohl auch dem ausgeprägten Bedürfnis nach Klassifizierung und Simplifizierung erklären. Ein wenig fühlt man sich hier an die rätselhaften Erfolge bestimmter Boulevardzeitungen und Fast-food-Ketten erinnert, zu deren Kundschaft sich ja erfahrungsgemäß ebenfalls kaum jemand bekennen mag.

### **Mikroanalytische Ansätze der Kulturbeschreibung**

Die umgekehrte Perspektive, nämlich die Orientierung am kulturellen Mikrokosmos ethnischer Gruppierungen, findet man insbesondere in kulturanthropologischen und ethnographische Detailanalysen wie etwa in C.Geertz' Standardwerk „Dichte Beschreibung“ (1987). Derartige Mikroanalysen sind insbesondere von amerikanischen Forschern in Hinblick auf unterschiedlichste Gegenstandsbereiche erstellt worden. Sie existieren vor allem zu Ethnien mit geringerer Komplexität und relativer Überschaubarkeit, womit gleichzeitig auch die methodologischen Grenzen dieser Arbeiten genannt sind: Je detailorientierter (Sub)kulturen untersucht werden, desto weniger komplex dürfen sie sein, damit überhaupt noch Aussagen über sie möglich sind.

Vor diesem Problem steht auch die ethnomethodologische Konversationsanalyse, die ursprünglich auf die diskursanalytischen Ansätze von Hymes (1962) bzw. auf die ethnomethodologischen Untersuchungen Garfinkels (1967) zurückgeht, und die heute vor allem im Rahmen der interkulturellen Kommunikationsforschung von Bedeutung ist (Bergmann 1981, Günthner 1993, v.Helmolt 1997, Riedel, ten Thije in diesem Band). Den Untersuchungsgegenstand bilden vorwiegend Audio- oder Videoaufzeichnungen interkultureller Kommunikationssituationen. Das Interesse der Diskursforschung gilt hierbei insbesondere der Kultur- oder Interkulturspezifität des beobachteten Sprecherverhaltens. Dies kann für das Verständnis einer konkreten Kommunikationssituation sehr erhellend sein, aber es ist eben nur in bezug auf diesen Einzelfall aussagefähig.

Wenn also beispielsweise Analysen deutsch-finnischer Kommunikation zeigen, dass ein stärker pausendurchsetztes paraverbales Gesprächsverhalten finnischer Geschäftsleute einen aus finnischer Sicht zu frühen Gesprächseinsatz der deutschen Gesprächspartner provoziert und

das Gefühl hinterlässt, unterbrochen worden zu sein, so ist dies ausschließlich für die entsprechenden Beispielanalysen zutreffend. Eine Generalisierung oder die Erwartung, Finnen oder Deutsche würden grundsätzlich in dieser Weise kommunizieren, ist nicht möglich und letztlich auch unzulässig.

Ähnliches gilt für die Methode der *critical-incident-Analyse*, wie sie in Deutschland vor allem im Umkreis der Kulturstandard-Forschungen von A.Thomas (1991) durchgeführt wird. Den Ausgangspunkt der Analysen stellt immer eine sog. „kritische Interaktionssituation“ im Rahmen einer kleinen Fallstudie dar, in der eine Verletzung von Normalitätsannahmen und Plausibilitätserwartungen intra- oder interkulturellen Handelns dokumentiert wird. Ähnlich wie bei der Diskursanalyse gilt auch hier, dass es sich um nicht-generalisierbare Einzelfälle handelt. Zu einer solchen Generalisierung verleiten allerdings viele Culture-Assimilator-Übungen, die ausgehend von einem „critical incident“ suggerieren, es gebe *die* „richtige“ Lösung für die Erklärung interkultureller Missverständnisse. Genau dies ist nicht der Fall. Um es an dem zitierten Beispiel der deutsch-finnischen Gesprächssituation vor Augen zu führen: Das Gefühl unterbrochen worden zu sein, kann sich bei dem Finnen tatsächlich aus den oben genannten Gründen einstellen; es kann aber auch gänzlich andere Ursachen haben, die sehr individuenbedingt sind (z.B. hat der Deutsche tatsächlich die Eigenart, anderen ins Wort zu fallen) und von den Lösungsvorschlägen der *critical-incident*-Übungen nicht erfasst werden. Vor diesem Hintergrund ist der Erkenntniswert von Mikroanalysen stets begrenzt auf den Gegenstandsbereich, den sie analysieren. Jede Form der Generalisierung oder jeder Rückschluss auf andere Kulturmitglieder ist unstatthaft und führt letztlich wieder zu Stereotypenbildungen.

Sehr gut einsetzbar sind derartige Mikroanalysen in interkulturellen Coachings oder Mediationen, wo es um die Analyse und Problembhebung in bezug auf konkrete Einzelfälle geht. Zu wenig erforscht sind Mikroanalysen bislang in bezug auf ihre Aussagefähigkeit hinsichtlich „normaler“ interkultureller Interaktionen. Implizit wird immer auch der Eindruck vermittelt, interkulturelle Kommunikation sei im wesentlichen problembeladen. Und das muß nun keineswegs der Fall sein.

## II. Auf dem Weg zu einer kulturellen Stilforschung

So unterschiedlich und letztlich unvereinbar gerade die extremeren Formen der skizzierten makro- und mikroanalytischen Ansätze zur Kulturbeschreibung auch sind, so antworten sie im Grunde genommen doch beide auf das gleiche Problem: nämlich auf die Schwierigkeit, kulturelle Komplexität so zu reduzieren, dass sie einerseits noch sichtbar bleibt, aber gleichzeitig auch noch operationalisierbar ist. Wie wir gesehen haben, finden die meisten der in der interkulturellen Kommunikationsforschung verwendeten Methodenkonzeptionen nicht zu einer solchen Ausgewogenheit. Entweder engt man den Gegenstandsbereich zu stark ein und verirrt sich in individuellen Episoden und Einzelfällen, oder man arbeitet mit zu weiten, zufällig „von außen“ herangetragenen „Dimensionen“, was leicht zu Stereotypisierungen und Übergeneralisierungen verleiten kann.

Prinzipiell haben natürlich beide Forschungspositionen ihre Berechtigung, weil sich Kulturen erst durch Interaktionen ihrer Individuen *als* Kulturen konstituieren können und umgekehrt Individuen sich stets aus dem *allgemeinen* kulturellen Wissensvorrat mit Interpretationen ihrer Lebensumwelt versorgen. So wird niemand leugnen, dass es etwas „typisch französisches“ gibt, man wird aber auch z.B. keinem Franzosen die Eigenständigkeit seines Handelns außerhalb dieses „Allgemeinen“ absprechen können. Wäre dem so, gäbe es keinen kulturellen Wandel.

Den faktisch *wechselseitigen* Zusammenhang von Individuellem und Allgemeinem, von Teilen und Ganzem wird man methodisch um so eher in den Griff bekommen, je weniger man sich in alternativer Weise einer der beiden Positionen verschreibt, sondern wenn man mikro- und makroanalytische Perspektiven zu integrieren versucht.

Es geht also um die Formulierung eines möglichst großen gemeinsamen Nenners in bezug auf eine Vielzahl von individuellen Handlungs- und Äußerungsformen, die sich innerhalb einer als „Kultur“ definierten Lebenswelt ereignen.<sup>5</sup>

Eine solche funktional begründete Systemhaftigkeit, die die „Individualität“ ihrer Konstituenten gerade nicht verdeckt, wird in vielen wissenschaftlichen Bereichen mit dem Begriff „Stil“ belegt. So spricht man von historischen, sozialen, situationsbezogenen und funktionsbezogenen Stilen immer dann, wenn es darum geht, eine Vielzahl eigenständiger und durchaus unter-

---

<sup>5</sup> Unter „Kultur“ wird im Sinne von Schütz/ Luckmann (1979) diejenige Lebenswelt verstanden, die jemand als „eigene“ definiert, weil sie Normalität und Plausibilität bietet und soziales Routinehandeln ermöglicht (Vgl. Bolten 2001)

schiedlicher Äußerungsformen zu Orientierungszwecken unter einen gemeinsamen Begriff zu bringen. Dies gilt etwa für den „postmodernen Stil“, der an seinen Rändern, nämlich an den Grenzen zum Noch-nicht und zum Nicht-mehr von „Postmoderne“, sehr indifferent und unbestimmt ist, der aber gerade von hier aus, von diesen einzelnen Randfällen her, auch sein Wandlungspotential schöpft. Das Gemeinsame, Allgemeine, auf das der Stilbegriff verweist, stellt sich aus der Sicht des Einzelnen wiederum wenn nicht als Norm, so doch als Normalität dar.

Ausgehend von der historischen Kunstwissenschaft hat man in Europa seit dem 18. Jahrhundert insbesondere dem Zeit- oder Epochenstil besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Buffons „Le style est l'homme meme“ (1753) und Winckelmanns „Geschichte der Kunst des Altertums“ (1764) bildeten den Auftakt für die dann ab der Romantik sehr bewusst durchgeführte kunstgeschichtliche Stilforschung. Dies gilt nicht nur für die bildende Kunst, sondern auch für Musik, Literatur, Sprache etc., wobei im letztgenannten Fall die Kategorie des Epochenstils beispielsweise auf der Beobachtung beruht, „dass auf einer sehr abstrakten Stufe alle Spracherzeugnisse einer bestimmten Zeit quer durch alle Gruppen-, Funktions- und Situationsbezogenheit gemeinsame Charakteristika aufweisen, etwa in der Wahl und Behandlung bestimmter Themen, Bevorzugung bestimmter Sprachformen oder Gattungen usw., durch die sie sich von den Sprachgewohnheiten anderer Epochen signifikant unterscheiden“ Graubner (1975, 173).

Während die Bestimmung bzw. die Analyse von Epochenstilen mehr oder minder im Sinne von Querschnittstudien zu relativ eng begrenzten *Zeiträumen* erfolgt, ist dies bei einer vorrangigen Perspektivierung funktionaler Stiltypen wie z.B. Wissenschaftsstilen, Wirtschaftsstilen, Lernstilen etc. nicht unbedingt der Fall. Hier geht es um offene *Zeitreihen*, in denen unter ein „Allgemeines“ subsumierbare Äußerungsformen individuellen oder sozialen Handelns längerfristig beobachtet werden.

Ein Beispiel hierfür wäre eine Analyse des „französischen Wirtschaftsstils“ (vgl. Ammon/Knoblach in diesem Band). Die methodische Integration von Mikro- und Makroanalyse erfolgt in einem solchen Fall heuristisch durch ein sich beständig vertiefendes (und letztlich auch nie abschließbares) hypothesengeleitetes Analyseverfahren: Ausgehend von der Beschreibung konkreter Äußerungsformen wirtschaftlichen Handelns im französischen Kontext können in einem ersten Schritt häufig wiederkehrende Merkmale im oben genannten Sinn hypothetisch als „Stilmerkmale“ sondiert werden. Nach Ammon (1994) sind dies beispiels-

weise „Schlüsselwörter“ wie ‚raison‘ oder ‚esprit‘. Weitergehende - z.B. bedeutungsgeschichtliche- Analysen führen dann zur Verifizierung, Differenzierung oder auch Falsifizierung derartiger Merkmalsannahmen.

Methodisch ist mit einem solchen Wechselspiel zwischen hypothesengeleitetem Suchen nach übergreifenden Stilmerkmalen einerseits und deren Überprüfung an Einzelfällen andererseits zumindest erreicht, dass im Allgemeinen das Individuelle sichtbar wird und vom Individuellen aus die Perspektive auf das Allgemeine erhalten bleibt. Es handelt sich damit im Gegensatz zu den *nur* mikroanalytisch oder *nur* makroanalytisch orientierten Ansätzen um ein sowohl induktives als auch deduktives Verfahren.

Da mit jeder Kategorisierung unvermeidbar Stereotypisierungsgefahren verbunden sind, werden sich natürlich auch Stilbeschreibungen immer dort, wo sie hypothetisch arbeiten, mit der Kritik auseinandersetzen müssen (über)zeneralisieren. Ein solcher Vorwurf lässt sich auch nur bedingt entkräften. Dies gelingt annäherungsweise unter der Voraussetzung, dass nicht nur die Anzahl der empirischen Belege hoch ist, sondern dass auch Vernetzungen erkennbar werden. Um auf das Beispiel ‚raison‘ zurückzukommen: Als Stilmerkmal wird es um so relevanter, je deutlicher herausgearbeitet werden kann, dass es sich leitmotivisch über längere Zeit beispielsweise einerseits als ordnungspolitisches Konzeptmerkmal für die französische Ökonomie identifizieren lässt, dass es andererseits aber auch in anderen Handlungsfeldern eine wichtige alltagsorganisatorische Funktion besitzt.

Genau an dieser Stelle wird ein solches zunächst nur in einem einzelnen Funktionalbereich identifiziertes Stilmerkmal zu einem übergreifenden, auf andere lebensweltliche Bereiche bezogenen Spezifikum. Man kann in diesem Fall zu Recht von einem „kulturellen“ Stilmerkmal sprechen.

Kulturelle Stilmerkmale sind gleichzeitig Bestandteile des „kulturellen Wissensvorrates“ (Habermas 1982) oder des „kulturellen Gedächtnisses“ (u.a. Assmann 2000). Sie prägen die Art und Weise der Wahrnehmung der in einem solchen Kontext sozialisierten Ethnienmitglieder und reproduzieren sich auf diesem Weg mit entsprechenden Modifikationen als Konstituenten neuer Handlungen. Wie solche Tradierungsprozesse vonstatten gehen, warum bestimmte Stilmerkmale zunehmend mehr Netzwerke an sich binden und damit stärker werden und warum andere Merkmale über eine immer geringere Bindungskraft verfügen, wird man im Einzelfall noch nicht einmal ansatzweise rekonstruieren können. Könnte man es, wäre man in der Lage, das kulturelle Gedächtnis einer Ethnie zu bestimmen, und das wird auch mit den ausgefeiltesten informationstechnologischen Mitteln nicht möglich sein.



Dennoch ist die Frage nach möglichen Ursachen für die Herausbildung beispielsweise „starker“ Stilmerkmale nicht nur legitim, sondern auch notwendig. Sie leitet von der *Beschreibung* zur *Erklärung* kultureller Stile und Zusammenhänge über. Hier geht es folglich –um bei unserem Beispiel zu bleiben- nicht mehr um eine Deskription der Erscheinungsweisen des Stilmerkmals „raison“ in unterschiedlichen Lebensweltbereichen, sondern um das *Warum*, um die Frage nach den entsprechenden Entstehungs- und Tradierungszusammenhängen.

Dass sich dabei z.B. die Analysen der aktuellen Wirtschaftsstilforschung an „Schlüsselbegriffen“ orientieren (Ammon 1994, Kaufhold 1996), ist nur folgerichtig, wenn man bedenkt, dass einzelne Stilmerkmale und damit auch kulturelle Stile in ihrer Gesamtheit nicht anders als auf kommunikativem Weg geäußert werden können. Wie Kulturen in gewisser Hinsicht als Kommunikationsprodukte auffassbar sind (Bolten 2000), so gilt in diesem Zusammenhang auch, dass kulturelle Stile als kommunikative Stile verstanden werden können und auch nur über die Analyse von Kommunikationsprodukten (in weitester Bedeutung) erschließbar sind. Der Differenzierungsgrad der Makroebene (kultureller/ kommunikativer Stil) hängt dementsprechend von der Intensität der Mikroanalysen ab.

Unter der Prämisse, dass sich kulturelle Stile als kommunikative Stile dokumentieren, wäre es für eine systematische Analyse derartiger Spezifika zweifellos interessant, von der Frage auszugehen, wodurch kommunikatives Handeln in einem Kulturraum zu bestimmten Zeiten geprägt worden ist (Bolten 1998). An dieser Stelle könnte beispielsweise eine Mediengeschichte Aufschluß bieten, die in der Lage wäre zu zeigen, welche Institutionen oder Gruppen wie z.B. Kirche, Politik oder gegenwärtig auch die Medien selbst, prägenden Einfluß darauf genommen haben, was in einer Kultur vorrangig kommuniziert (und damit tradiert) wurde und was weniger, bzw. in welcher Form dies geschah.

### **III. Perspektiven einer kulturellen Stilforschung**

Eine solche Systematik existiert im Zusammenhang mit der Analyse kultureller Stile noch nicht. Langfristig scheint dies aber einen durchaus vielversprechenden Ansatz darzustellen, da auf diese Weise Stilanalysen integrierbar sind, die bislang eher punktuell und unverbunden in Bezug auf die unterschiedlichsten Teilbereiche kultureller Handlungsfelder erarbeitet werden:

vom „Wirtschaftsstil“, „Wissenschaftsstil“, „Lernstil“, „Managementstil“ über gruppenbezogene Kommunikations- und Interaktionsstile bis hin zu Kunst- und Baustilen.

Dies setzt voraus, dass man über Fächergrenzen hinweg in konzertierter Weise und auf der Grundlage eines vergleichbaren methodischen Zugangs kulturelle Substilforschungen durchführt und deren Ergebnisse untereinander im Sinne einer kulturellen Stilbeschreibung vernetzt.

Das Resultat wäre entsprechend der jeweiligen Gegebenheiten des Lernzusammenhangs, in denen es verwendet werden soll, in seinem Kompaktheits- bzw. Differenzierungsgrad beliebig variierbar, da die Materialbasis, auf der es basiert, eben nicht auf einem einzelnen Ergebnis, sondern auf sehr vielfältigen Untersuchungen beruht. Gleichzeitig wird auf diese Weise verhindert, dass Erklärungen von Begründungszusammenhängen monokausal verlaufen.

Einzeluntersuchungen zur Spezifik von Funktionalstilen in bestimmten Kulturen existieren in verstreuter Form, und es wäre als Auftakt einer umfassenderen kulturellen Stilforschung sicherlich lohnenswert, die Ergebnisse solcher Arbeiten zu sichten und Knotenpunkte für Vernetzungen ausfindig zu machen.

Dass ein solches Vorgehen zur Formulierung übergreifender Stilmerkmale führen kann, lässt sich exemplarisch an den Ergebnissen von Studien zeigen, die in der vergangenen Zeit mit vollkommen unterschiedlichen Zielsetzungen und Methoden zu intellektuellen Stilen (Galtung 1985), Wissenschaftsstilen (Münch 1990), wirtschaftskommunikativen Stilen (Bolten/Dathe/ Kirchmeyer u.a. 1996) und zu Lernstilen in wirtschaftsbezogenen Kontexten (Barmeyer 2000) durchgeführt worden sind.

Am stärksten hypothetisch argumentierend (und dafür von der wissenschaftlichen Welt auch heftig gescholten) ist Galtungs „vergleichender Essay über sachsonische, teutonische, gallische und nipponische Wissenschaft“, wie der Untertitel seiner Studie „Struktur, Kultur und intellektueller Stil“ lautet. Bei aller berechtigten Kritik an seiner eher aus subjektiver Erfahrungen heraus begründeten Darstellung intellektueller Stile im Bereich sozialwissenschaftlicher Theoriebildung und –vermittlung muß Galtung zugebilligt werden, dass er bis heute eine maßgebliche Vorreiterrolle bei der vergleichenden Formulierung kulturbezogener Stile einnimmt und dadurch zweifellos auch eine Reihe vertiefender Studien initiiert hat.

Galtung beschränkt seine eigene Darstellung auf die vier Stile des Sachsonischen, Nipponischen, Teutonischen und Gallischen, die er nicht mit bestimmten Ländern identifiziert wissen will, sondern die in bestimmten Regionen über starke Ausprägungen und damit über ein Zentrum verfügen, während Regionen mit schwachen, von anderen Stilen nur schwer abgrenzbaren Ausprägungen als Peripherien bezeichnet werden. Für die einzelnen Stile hat Galtung in ihren jeweils starken Ausprägungen bestimmte Charakteristika festgestellt, die sich seiner Auffassung nach sowohl in der Forschung als auch im Wissenschaftsbetrieb der aufgeführten Regionen nachweisen lassen:

<i>Stil</i>	<i>Zentrum</i>	<i>Peripherie</i>	<i>Charakteristika</i>
sachsonisch	(a) USA (b) GB	Kanada, Australien	faktenorientiert, empirisch, personen- zugewandt, humorvoll, aufbauend, pragma- tisch
nipponisch	Japan	Ostasien	Primat sozialer Beziehungen, „Einheit des Gegensätzlichen“, enzyklopädisches Vorge- hen, Vagheit, „Meister“-bezug (Ancientität); „sowohl – als auch“ als Denkprinzip
teutonisch	Deutschland	Osteuropa	Theoriebildung: „Daten illustrieren, bewei- sen aber nicht“, Strenge und Humorlosigkeit der Präsentation in Zusammenhang mit der Angst, die Theorie ( Dialektik!) in der Wirklichkeit nicht verifizieren zu können, Polarisierung i.S. des „Entweder – Oder“ als Denkprinzip
gallisch	Frankreich	Italien, franko- phones Afrika, Rumänien	Ästhetisch, theorieorientiert (rational); pola- risierende Argumentation, die aber über die „elegance“ der Sprache und des Sprechens im Sinne einer „Hängematte“ ästhetisch zu- sammengehalten wird.

Abb.1: Intellektuelle Stile lt. Galtung

Vergleicht man die Charakteristika, die Galtung in bezug auf den sachsonischen, teutonischen und gallischen „intellektuellen Stil“ herausgearbeitet hat, mit Ergebnissen der anderen oben angeführten Studien, so bestehen Anknüpfungspunkte der unterschiedlichsten Art<sup>6</sup>.

So bezieht sich Münch in seiner Arbeit über „Code, Struktur und Handeln“ (Münch 1990) zum einen ebenfalls auf die Frage, durch welche spezifischen Merkmale moderne Wissenschaftsstile charakterisiert sind. Über diese deskriptive Ebene hinaus thematisiert er allerdings

<sup>6</sup> Der „nipponische“ Stil wird in den anderen hier vorgestellten Studien nicht aufgegriffen. Übereinstimmungen beispielsweise in Hinblick auf das von Galtung herausgearbeitete Primat sozialer Beziehungen finden sich allerdings beispielsweise in P.Ackermanns Studie zum japanischen Wirtschaftsstil (1996, 157ff).

auch mögliche Ursachen der jeweiligen Spezifik. Seine These lautet in diesem Zusammenhang, dass die Entwicklung der modernen Wissenschaft sich seit dem 17. Jahrhundert schwerpunktmäßig in Großbritannien, Frankreich (18. Jhd.), Deutschland (19. Jhd.) und den USA (20. Jhd.) vollzogen habe, wobei jeweils bestimmte soziale Milieus auf die spezifische Formung, eben den „Stil“ der Wissensproduktion Einfluß genommen hätten. Auf diese Weise wird die von Galtung konstatierte „elegance“ des französischen intellektuellen Stils unter anderem aus dem spezifischen sozialen Milieu der Salons heraus erklärbar, in denen vor (zumeist weiblichen) Gastgebern wissenschaftliche Überlegungen entsprechend publikumszugewandt vorgetragen werden mussten. Im Gegensatz hierzu verleitete die Studierstube als soziales Milieu der Formulierung moderner Wissenschaft in Deutschland zu publikumsabgewandten, abstrakten und keineswegs „schönen“ Darstellungsformen:

<i>Jhdt.</i>	<i>Land</i>	<i>Soziales Milieu der Entstehung moderner Wissenschaft</i>	<i>primäres Medium</i>	<i>Spezifika</i>
17.	GB	Wiss. Gemeinschaften	Untersuchung (enquiry)	Reason (was gemeinhin einsichtig und empirisch erfahrbar ist). Zweckmäßigkeitsdenken, Utilitarismus. Zustimmung wird durch praktische Plausibilität erzielt. Zentraler Stellenwert des „common sense“
18.	F	Salon, Café	Essay	„Raison“ wird dokumentiert durch Selbstdarstellung, „schöne“ Expressivität (Salon: Einladung durch eine Dame), Zustimmung durch Sprachgewandtheit wird durch „esprit“ und „elegance“ eingeworben
19.	D	Studierstube, Universitätsseminar	Großes Werk, theoretische Abhandlung	„Rationalität“ als umfassendes und abstraktes Vernunftprinzip steht im Vordergrund. Daraus folgen: Wahrheitssuche, Geringschätzung von Empirie und utilitaristischen Prinzipien, Ideensuche und Theoriekonstruktionen.
20.	USA	Öffentliche Versammlung, Meeting Wettbewerb	Artikel	Kurzfristige Erfolge auf dem wissenschaftlichen Markt vor dem Hintergrund des Wettbewerbsprinzips, rascher Wandel, angepasst an Praxisziele und Publikumsgeschmack. Zweckmäßigkeit als leitendes Forschungsprinzip begünstigt empirisches Arbeiten: Vernünftig ist, was sich als zweckmäßig erweist

Abb.2: Moderner Wissenschaftsstil und soziale Milieus des Wissensproduktion lt. Münch

Von Münchs Untersuchung ausgehend könnte man wiederum fragen, auf welchen Voraussetzungen die beschriebenen sozialen Milieus aufbauen, inwieweit das Stilelement „elegance“

nicht nur durch das soziale Milieu „Salon“ befördert wurde, sondern inwieweit beispielsweise auch der Einfluß der katholischen Lehre eine Verstärkung ästhetischer Stilelemente unterstützt (hat). Auf genau diese Frage lenken u.a. auch Ergebnisse einer vergleichenden Untersuchung von kommunikativen Stilen in deutschen, US-amerikanischen, britischen und französischen Geschäftsberichten der Automobilindustrie (Bolten/ Dathe/ Kirchmeyer u.a.1996), wo eine vergleichende Analyse der verbalen Ebene beispielsweise für französische Geschäftsberichte den höchsten Frequenzwert für Adjektive ergab. Adjektive repräsentieren bekanntlich diejenige Wortart, mit deren Hilfe am ehesten ästhetische Effekte erzielt werden können. Die bei Galtung und Münch festgestellte Publikumszugewandtheit angelsächsisch geprägter Wissenschaftsstile dokumentiert sich wiederum in einer deutlichen Personenorientierung auf der nonverbalen Ebene, die verbal durch einen hohen Anteil bei der Verwendung von Eigennamen bestätigt wird:

	<i>angelsächsische Textel</i>	<i>deutsche Texte</i>	<i>französische Texte</i>
<i>nonverbale Ebene</i>	Bilder kommentieren den Text; im US-amerikanischen Stil tritt noch stärker als im Britischen der Personenbezug der Darstellungen in den Vordergrund	Bilder schmücken den Text; Sachinhalte wie Technik oder Landschaften etc. stehen im Vordergrund von Abbildungen; Personen spielen eher eine untergeordnete Rolle	Bilder schmücken den Text; Darstellung von bildlichen Gegensätzen, die mit ästhetischen Mitteln verbunden werden
<i>paraverbale Ebene</i>	versetzte Spalten, Flattersatz, fließende Bild-Text-Übergänge, unterschiedliche Bildformate, wodurch ein dynamischer Eindruck entsteht	lineare Spaltenanordnung, Bild-Text-Trennung, kaum unterschiedliche Bildformate, häufig Blocksatz, wodurch eher ein „geordneter“ Eindruck vermittelt wird.	ähnlich wie der deutsche Stil, allerdings weniger eintönig und oft mit Überraschungseffekten arbeitend
<i>verbale Ebene</i>	kurze Sätze, lineare Argumentation, häufig direkte/ persönliche Leseransprache, bei den Wortarten ist ein relativ hoher Verbanteil feststellbar; Eigennamen sind höher frequent als in deutschen oder französischen Vergleichstexten	geringe Leserzugewandtheit, sachorientiert, stark erläuternd; häufig dominiert der Nominalstil. Hoher Anteil von subordinierenden Konjunktionen wie „weil“ und von Relativsätzen bedingt stark verschachtelte Argumentationsführung	ästhetisch-expressiv, im Vergleich zu angelsächsischen und deutschen Texten fällt der höhere Adjektivanteil auf. Wenig lineare Argumentation mit häufigen Rückbezi-gen innerhalb der Texte

Abb.3: Kommunikative Stile in Geschäftsberichten der Automobilindustrie

So wie die Vernetzbarkeit der Befunde bereits an diesen wenigen Beispielen deutlich und u.a. durch Barmeyers empirische Befunde zu deutschen und französischen Lernstilen untermauert wird (vgl. Barmeyer in diesem Band), lässt sich auch zeigen, dass der Problemzugang über kommunikative Elemente (Analyse von Schlüsselwörtern, Beschreibung von Kommunikationsebenen) eine gemeinsame Basis von Stiluntersuchungen darstellen kann. So unterscheidet sich innerhalb einer Kultur der wissenschaftliche Stil zumindest in seinen grundlegenden Elementen (z.B. „elegance“) nicht von dem Stil beispielsweise der Marketingkommunikation. Das ist einerseits naheliegend, weil beide nur Bestandteile eines gemeinsamen interdependenten kommunikativen Systems sind. Es bestätigt aber auch die These der Identität von kulturellem und kommunikativem Stil.

Bezogen auf die praktische Kulturvermittlung in Workshops und Seminaren bietet die Arbeit mit den Ergebnissen der kulturellen Stilfeorschung den Vorteil, dass Teilnehmer selbst experimentieren, entdecken und weiterdenken können, indem sie beispielsweise länderspezifische Homepages wie unter [www.ford.com](http://www.ford.com) oder beliebige andere Kommunikationsprodukte vor dem Hintergrund kulturbezogener Stilelemente bearbeiten. Sie werden dabei auch zu der Einsicht gelangen, dass es nicht „die“ feststehenden Stilelemente gibt, sondern, dass Kernelemente existieren, die aber je nach Kommunikationskontext über teilweise erhebliche Variationspielräume verfügen. Aus didaktischer Sicht ist dieses eigene Experimentieren und der damit immer auch verbundene Versuch, Zusammenhänge zu entdecken und zu erklären, zweifellos erheblich effektiver als ein bloßer Fakteninput, der dazu verleitet, sich vom Detail weg anstatt zum Detail hin zu orientieren. Ersteres unterstützt die Stereotypenbildung, letzteres verhindert sie zwar nicht, aber verhält sich immerhin gegenläufig.

### **Literatur:**

- Ackermann (1996): P.Ackermann, Japanische Kultur und japanischer Wirtschaftsstil. In: R.Klump (Hg.), Wirtschaftsstruktur, Wirtschaftsstil und Wirtschaftsordnung: Methoden und Ergebnisse der Wirtschaftskulturforschung. Marburg, 141-160
- Ammon (1994): G.Ammon, Der französische Wirtschaftsstil. München
- Apfelthaler (1999): G. Apfelthaler, Interkulturelles Management. Die Bewältigung interkultureller Differenzen in der internationalen Unternehmenstätigkeit. Wien
- Barmeyer (2000): C.I. Barmeyer, Interkulturelles Management und Lernstile. Studierende und Führungskräfte in Frankreich, Deutschland und Quebec. Frankfurt/M.
- Bergmann (1981): J.E.Bergmann, Ethnomethodologische Konversationsanalyse. In: P.Schröder/ H.Steger (Eds.), Dialogforschung. Düsseldorf, 9-52

- Bolten (1998): J.Bolten, Kommunikativer Stil, kulturelles Gedächtnis und Kommunikationsmonopole, in: H.K.Geißner/ A.F.Herbig/ E.Wessela (Hg.), Wirtschaftskommunikation in Europa. Tostedt 1998, 113-132
- Bolten (2000): J.Bolten, Kultur ist Kommunikationsprodukt. In: Sietar Newsletter 6(2000), H.1, 7-8
- Bolten (2001): J.Bolten, Interkulturelle Kompetenz. Erfurt
- Bolten / Dathe/ Kirchmeyer u.a.(1996): J.Bolten, M.Dathe, S.Kirchmeyer u.a., Interkulturalität, Interlingualität und Standardisierung bei der Öffentlichkeitsarbeit von Unternehmen. Gezeigt an amerikanischen, britischen, deutschen, französischen und russischen Geschäftsberichten, in: D.Baumann/ H.Kalverkämper (Hg.), Fachliche Textsorten. Tübingen 1996, 389-425.
- Clyne (1987): M.Clyne, Cultural differences in the organization of academic texts. In: Journal of Pragmatics 11, 211-247.
- Duszak (1997): A.Duszak, Cross-cultural academic communication: a discourse-community view. In: Dies. (Ed.), Culture and Styles of Academic Discourse. Berlin/ New York 1997,
- Galtung (1985): J. Galtung, Struktur, Kultur und intellektueller Stil. Ein vergleichender Essay über sachsenische, teutonische, gallische und nipponische Wissenschaft, in: A.Wierlacher, (Hg.), Das Fremde und das Eigene, München 1985, S.151-193.
- Garfinkel (1967): Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs
- Geertz (1987): G.Geertz, Dichte Beschreibung. Frankfurt/ M.
- Graubner (1975), Stilistik. In: H.L.Arnold/ V.Sinemus (Hg.), Grundzüge der Literatur- und Sprachwissenschaft. Band 1 München (3)1975
- Gudykunst et al. (1996): W.B. Gudykunst/ S. Ting-Toomey/ T.Nishida (Eds.), Communication in personal relationships across cultures. Thousand Oaks/ London/ New Delhi
- Gumperz (1982): J.Gumperz, Discourse strategies. New York
- Günthner (1993): Diskursstrategien in der interkulturellen Kommunikation. Analysen deutsch-chinesischer Gespräche. Tübingen
- Habermas (1981): J.Habermas, Theorie des kommunikativen Handelns, 2 Bde., Frankfurt/M. 1981.
- Hall (1969): E.T. Hall, The hidden dimension. Garden City, NY
- Hall (1983): E.T. Hall, The dance of life. The other dimension of time. Garden City, NY
- Hall/ Hall (1983): E.T.Hall/ M.R.Hall, Verborgene Signale. Studien zur internationalen Kommunikation: Über den Umgang mit Amerikanern. Hamburg 1983

- Hampden-Turner/ Trompenaars (1993) : C.Hampden-Turner/ F.Trompenaars, The Seven Cultures of Capitalism. Value Systems for Creating Wealth in the United States, Britain, Japan, Germany, France, Sweden and the Netherlands. New York
- Hecht (1989): M. Hecht/ P. Andersen/ S. Ribeau, Cultural dimensions of nonverbal communication. In: M. Asante/ W.B. Gudykunst (Eds.), Handbook of international and intercultural communication. Newbury Park
- v. Helmolt (1997): K.von Helmolt, Kommunikation in internationalen Arbeitsgruppen. München
- Hinnenkamp (1989): Interaktionale Soziolinguistik und interkulturelle Kommunikation. Gesprächsmanagement zwischen Deutschen und Türken. Tübingen
- Hofstede (1980): G. Hofstede, Culture's consequences. Berverly Hills, CA
- Hymes (1962): D. Hymes, The ethnography of speaking. In: T.Gladwin/ W.Sturtevant (Eds.), Anthropology and human behaviour. Washington, 13-53
- Kaufhold (1996): K.,H.Kaufhold, Zur Entwicklung des Wirtschaftsstil Denkens in Deutschland. In: R.Klump (Hg.), Wirtschaftsstruktur, Wirtschaftsstil und Wirtschaftsordnung: Methoden und Ergebnisse der Wirtschaftskulturforschung. Marburg 1996, 21-38
- Münch (1993): R.Münch, Die Kultur der Moderne, 2 Bde., Frankfurt/M. 1993.
- Münch, Richard (1990), R.Münch, Code, Struktur und Handeln: Soziale Milieus der Wissensproduktion, in: Haferkamp, H. (Hg.): Sozialstruktur und Kultur, Frankfurt/M. 1990, S.54-94.
- Schütz / Luckmann (1979).: Alfred Schütz/ Thomas Luckmann, Strukturen der Lebenswelt. 2 Bände. Frankfurt/ Main
- Thomas (1991): A.Thomas (Ed.), Kulturstandards in der internationalen Begegnung. Saarbrücken
- Ting-Toomey (1989): Intercultural conflict styles: A face-negotiation theory. In: Y.Y.Kim/ W.B. Gudykunst (Eds.), Theories in intercultural communication. Newbury Park, CA
- Triandis (1977): Interpersonal behaviour. Monterey, CA
- Triandis (1988): Collectivism vs. individualism: A reconceptualization of a basic concept in cross-cultural psychology. In: C.Bagley/ G.Verma (Eds.), Personality, cognition, and values: Cross-cultural perspectives of childhood and adolescence. London
- Trompenaars (1994): F.Trompenaars, Riding the Waves of Culture. Understanding Diversity in Global Business. Chicago.